

Lost

Er konnte *Es* spüren, *Es* fühlen. Dunkelheit umgab ihn, dennoch wusste er, *Es* war da, *Es* konnte ihn sehen, ihn beobachten.

Er wusste nicht warum *Es* da war, wann genau *Es* gekommen war, angefangen hatte ihn zu beobachten. Nur, dass es ungefähr vor fünf Jahren begann und ihm seither den Schlaf raubte.

Er lag auf der Seite, mit dem Rücken zur Wand, um *Es* zu sehen, doch er sah *Es* nicht. Aber *Es* ihn. Immer sah *Es* ihn, verfolgte jeden seiner Schritte, sah ihm bei jedem Atemzug über die Schulter.

Er starrte in die Dunkelheit, in den Raum der so viel größer wirkte. Es war still. Totenstill. Die schwarze einnehmende Dunkelheit wurde nur selten vom kühlen Licht des Mondes gebrochen, der sich sonst hinter den Wolken versteckte. Nur das schwache graue Licht ließ ihn einige Möbel des Raumes erahnen.

Er wollte die Augen schließen, doch sein Blick blieb an seinen eigenen zitternden Händen hängen.

Sie wirkten knochig und leblos im Licht des Mondes. Ihm wurde übel, denn je länger er sie betrachtete, desto schneller begann sein Herz zu schlagen. Doch nicht, weil sie leblos wirkten, nein. Seine Handflächen lagen geöffnet neben seinem Kopf und den Strähnen seines nussbraunen Haares. Nahezu einladend für *Es*, um danach zu greifen. Ihn an der Hand mit sich zu führen, in die Dunkelheit.

Schnell drehte er die Handrücken nach oben.

Er öffnete die Augen. Es war kein Wecker, der ihn geweckt hatte, keine Vögel von draußen. Es waren die Schmerzen, die ihn weckten. Diese gottverdammten Schmerzen! Er verkrampfte sich, zog die Beine an den Bauch und rollte sich zusammen. Jeden gottverdammten Tag diese beschissenen Bauchschmerzen. Er wollte nicht aufstehen, er konnte nicht. Was würde ihn heute erwarten. Würde es schlimm werden wie vor zwei Wochen, oder schrecklich wie vor drei Tagen? Er wusste es nicht und diese Ungewissheit verknötete sich in seinem Magen. Ihm wurde schlecht. Er zog die Decke über seinen Kopf und drehte sich weg, weg von der Tür. Das Tor, das zum Eingang der Hölle führte.

Nur weil es hell war, war *Es* nicht weg. Er konnte *Es* noch immer spüren, wie *Es* ihn im Bett festhielt, zusammengekauert mit der Decke über dem Kopf.

Erst als seine Mutter die Tür öffnete und minutenlang auf ihn einredete, konnte er sich von dem *Es* losreißen, dagegen ankämpfen und sich überwinden aufzustehen. Für einen kurzen Moment hatte er die Kontrolle zurück. Die erste der Hürden war geschafft.

Er begab sich zum Kleiderschrank, langsam, einen inneren Kampf gegen Müdigkeit und gegen *Es* austragend.

Wie gewöhnlich, fast automatisch griff er zu seinem Lieblingshoodie. Gerade als er ihn sich über den Kopf ziehen wollte, riss *Es* ihm den Hoodie aus der Hand. Perplex stand er da, unsicher was geschah, voller Verwirrung. Dann jedoch flüsterte *Es* ihm ins Ohr, leise, nur für ihn bestimmte Worte, die ihn wie Messerstiche trafen. Dabei waren es keine bösen Worte, doch eng verknüpft mit einer bösen Erinnerung. „Gestern hattest Du den schon an.“ hatte *Es* gesagt. Es waren keine bösen Worte, nein. Doch sie erinnerten ihn an das Flüstern, das

Lästern, das Kichern und sofort wurde ihm wieder übel. Verzweifelt suchte er in seinem Schrank nach Kleidung, die er noch nicht getragen hatte. Dabei fand er einen Pullover, den er nicht benötigt hatte, doch wegen der Lästereien gekauft hatte. Damit sie nicht sagen konnten, er sei eklig, habe schon wieder dasselbe an, sei ungepflegt.

„Henry“, rief ihn seine Mutter aus der Küche, „dein Frühstück!“ Schweren Herzens begab er sich in die Küche, wissend *Es* würde ihn nicht essen lassen. Nichts. Das tat *Es* immer.

„Henry,“ besorgt sah ihn seine Mutter an. Er sah zu ihr auf während er sich an den Tisch setzte und sich hinter seinem Müsli platzierte. Hinter ihm stehend, mit der Hand auf seiner Schulter stand *Es*. Seine Mutter jedoch konnte *Es* nicht sehen, das konnte keiner, keiner außer Henry selbst.

Als er nicht reagierte, sondern sie nur müde ansah, fuhr sie fort: „Du zeichnest überhaupt nicht mehr, das hat dir doch immer so viel Spaß gemacht.“ Er öffnete den Mund, wollte etwas sagen, die Wahrheit, doch *Es* hielt ihm den Mund zu. Er brachte keinen Ton heraus. *Es* ließ ihn nicht. Dann schloss er ihn wieder. Und als seine Mutter ansetzte, erneut etwas zu sagen, zuckte er nur mit den Schultern.

Sie seufzte, sah ihn immer noch besorgt an, das tat sie oft in letzter Zeit. Sie fragte häufig nach seinem Tag, doch er hatte aufgehört ihr zu antworten. Er wollte sie nicht immer anlügen, also sagte er einfach nichts. Die Wahrheit? Die konnte er ihr nicht sagen, *Es* ließ ihn nicht. Genauso wenig wie *Es* ihn essen oder trinken ließ. Doch insgeheim wussten beide, dass seine Mutter den Grund für all das kannte. Wortlos räumte er sein Frühstück in die Küche, ohne es auch nur angerührt zu haben.

Diese beschissenen Schmerzen ließen ihn einfach nicht in Ruhe. Je näher er dem Schulgelände kam, desto größer wurde *Es*. Desto mehr beherrschte *Es* ihn. Henry wusste nicht, was ihn heute erwarten würde - die Hoffnung, sie würden ihn endlich in Ruhe lassen, hatte er schon vor langer Zeit aufgegeben. Die einzige Hoffnung, die ihm noch blieb, war die, die ihn hoffen ließ, das Ganze würde nicht so schlimm werden. „Nicht so schlimm.“ Diese Worte hallten in seinem Kopf, wieder und immer wieder.

Der Schulweg war der Horror, jedes Mal. Ein Pfad direkt ins Herz der Hölle. Schon als der Bus vorbeigefahren war, hatte er die Blicke spüren können auf ihm und seinem alten Fahrrad, an dessen Lenker sein Helm baumelte. Wieder einmal hatte er ihn mitgeschleift, doch nicht getragen. *Es* hatte ihn davon abgehalten. *Es* hielt ihn immer davon ab. Flüsterte gemeine Dinge wie: "Du siehst lächerlich aus" und "Du bist so ein Loser, hast du etwa Angst?" in sein Ohr.

Leicht verschwitzt schloss er sein Fahrrad an den Fahrradständer an. Ob der Schweiß von der körperlichen Anstrengung mit dem Fahrrad kam oder aber daher rührte, was vor ihm lag und *Es* nachgeholfen hatte, wusste er nicht.

Nun stand er da, während sich ein riesiges Schulgebäude vor ihm aufbaute. Es wirkte sogar noch angsteinflößender als sonst, noch beängstigender, noch größer. Er hasste es, hier zu sein. Nicht, weil er die Schule hasste oder den Unterricht, nein. Der Unterricht war das Einzige, was ihm Ruhe vor seinen Peinigern garantierte, was ihn abschalten ließ, seine Pausen waren. Wie jedes Mal zögerte er, an der Schwelle zur Schule stehend. Seiner Hölle. Doch dann trat er hinein, wie die Tage zuvor, die Jahre. Ungewissheit im Magen, was passieren würde, was sie ihm antun würden. Und immer an seiner Seite, wie die Tage zuvor, die Wochen,

die Jahre, stand *Es* neben ihm. *Es* begleitete ihn überall hin. Das Einzige, wo er *Es* einmal für eine Weile los geworden war, war, wenn er gezeichnet hatte. Doch irgendwann, nachdem sie sein Sketchbook gefunden hatten, hatte *Es* sich auch in diesem Bereich seines Lebens breitgemacht. Sie hatten ihm sein Hobby genommen. Hatten *Es* auf ihn gehetzt. Sie, seine Peiniger, seine Mobber. Vor fünf Jahren hatten sie sich ihn zum Ziel gemacht, vor fünf Jahren, als er aufs Gymnasium gekommen war. Erst kam *Es*, dann auch die Schmerzen. Beides ausgelöst durch das Flüstern und Tuscheln, die Beleidigungen und das Kichern. In die Schule zu gehen, seine Lieblingsklamotten zu tragen oder sein Hobby auszuleben, hatten sie ihm kaputt gemacht, hatten ihn kaputt gemacht. Er konnte nicht essen nicht trinken. Und das nur, weil sie ihn ausschlossen, ihn mobbten, nur weil er er selbst war. Nur, weil er in ihren Augen anders war! Er fühlte sich einsam, einsam und verloren in dieser Klasse, in dieser Schule, in dieser Welt. Einsam und verloren, sein einziger stetiger Begleiter, die Angst, das *Es*. Er war verloren in ihm, in der Angst.